

Willibald J. Stronegger | Kristin Attems [Hrsg.]

Altersbilder und Sorgestrukturen

3. Goldegger Dialogforum Mensch und Endlichkeit



Nomos

Bioethik in Wissenschaft und Gesellschaft

herausgegeben von

Univ.-Prof. DDr. Walter Schaupp

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kröll

Ass.-Prof. Dr. Hans-Walter Ruckenbauer

Band 8

Willibald J. Stronegger | Kristin Attems [Hrsg.]

Altersbilder und Sorgestrukturen

3. Goldegger Dialogforum Mensch und Endlichkeit



Nomos



Onlineversion
Nomos eLibrary

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-6417-4 (Print)

ISBN 978-3-7489-0508-0 (ePDF)

1. Auflage 2020

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2020. Gedruckt in Deutschland. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Vorwort

W. J. Stronegger, K. Attems

Die menschenwürdige Gestaltung des hohen Alters erfordert angesichts seiner Einbettung in vielfältige institutionelle Zusammenhänge und ihre jeweiligen Subsinnwelten einen wissenschaftlichen Dialog, der von der Offenheit gegenüber allen beteiligten Disziplinen und Fächern getragen ist. Unter dieser Zielsetzung wurde das *Interdisziplinäre Dialogforum Mensch und Endlichkeit* im Schloss Goldegg (Goldegg am See / Österreich) ins Leben gerufen. Das Generalthema der Tagungsreihe ist der Umgang mit der Endlichkeit und Begrenztheit des menschlichen Lebens. Jedes Jahr steht die Veranstaltung unter einem eigenen Schwerpunktthema mit Ausrichtung auf Fragen der gesellschaftlichen und individuellen Gestaltung des hohen Alters und des Lebensendes. Die Schwerpunkte erwachsen aus der Einbeziehung des weiteren Horizonts der – spirituell-religiösen, gesellschaftlichen, ökonomischen und ökologischen – Aspekte der Endlichkeit. Das dritte Dialogforum stellte sich unter dem Titel „*Altersbilder und Sorgestrukturen im Wandel*“ die Frage, welche Wissenskulturen, Diskurse und Narrative die gesellschaftlich geteilten Vorstellungen des Alter(n)s und der Pflege bestimmen. Es fand in Kooperation mit dem Projekt „*Who Cares? Alter(n) und Pflege gemeinsam neu denken*“ der Karl-Franzens-Universität Graz statt. Die Beiträge des vorliegenden Bandes widmen sich aus interdisziplinärer Perspektive der gesellschaftlichen Bedingtheit von Alter(n)sbildern und ihrer prägenden Rolle für Sorgestrukturen in Pflege und Medizin. Sie beleuchten Altersbilder und -diskurse ausgehend von unterschiedlichen Wissenskulturen und „Ordnungen des Wissens“ und loten auf diese Weise die wissensförmige Bedingtheit des gesellschaftlichen Zugangs zu Alter und Altern mit seinen Grenzen und Potentialen aus.

Die Bilder, welche mit dem älteren Menschen verbunden werden, bestimmen den individuellen wie auch kollektiven Umgang mit ihnen und nicht zuletzt die Ausrichtung der Sorgestrukturen. Heutige Vorstellungen über das Alter, das Altern und die Altenpflege finden nicht selten ihren Ausdruck in ambivalenten Charakterisierungen des Alters, die auf einseitige und verkürzte Zugänge zum alten Menschen verweisen. Alte und pflegebedürftige Menschen werden dabei in erster Linie unter dem Aspekt der ökonomischen Belastung betrachtet, da sie nicht dem gesellschaftlich vor-

herrschenden Ideal von Produktivität und Aktivität zu entsprechen scheinen, welches nach den einflussreichen Leitkonzepten des *Active Ageing* oder *Healthy Ageing* den Lebenslauf möglichst bis zum Lebensende bestimmen soll.

Die Frage nach dem „guten Leben“ im Alter setzt jedoch ein Bewusstsein für die Zusammenhänge zwischen den Alters- und Sorge-Diskursen, den kulturellen Repräsentationen und den expliziten oder impliziten Altersbildern voraus. Diese in einer Gesellschaft wirksamen Altersbilder beinhalten Vorstellungen aus unterschiedlichen Wissensbereichen über den alten Menschen (z. B. medizinisches, soziales, ethisches, ökonomisches Wissen) und den richtigen Umgang mit ihm. Sie entfalten sich vor dem Hintergrund von kulturellen und wissenschaftlichen Paradigmen und stellen in unterschiedlichem Ausmaß einen deskriptiven oder normativen Anspruch, sie sind aber als verbalisierte Bilder des Soseins des Alters und der alten Menschen immer Teil eines gesellschaftlichen Wissensbestands: ein Teil von Ordnungen des Wissens oder von Wissenskulturen. Der entscheidende praktische Wert von Altersbildern liegt aber in ihrer Fähigkeit, auf die unvermeidlichen Grundfragen des Alters Antworten anbieten zu können: auf die Fragen nach dem Umgang mit dem Leid und der Endlichkeit des individuellen Lebens. Hier definieren die Wissensformen allgemeine Antworthorizonte des Denkbaren, innerhalb welcher sich die Antworten der Altersbilder zwangsläufig bewegen müssen.

Die Herausgeber bedanken sich an erster Stelle bei den AutorInnen und Mitgliedern des wissenschaftlichen Tagungsteams, die mit ihren Beiträgen die Zusammenhänge zwischen Wissenskulturen, Sorgestrukturen und den Bildern des Alter(n)s dem Leser bzw. der Leserin teils theoretisch und teils sehr praxisnahe vergegenwärtigen und damit diesen Sammelband ermöglicht haben. Ein herzlicher Dank gebührt allen Mitgliedern und GesprächspartnerInnen des *Transdisziplinären Netzwerk Lebensende*, die an der Programmgestaltung des dritten Dialogforums der Tagungsreihe *Mensch und Endlichkeit* mitgewirkt haben. Die interdisziplinäre und interuniversitäre Zusammenarbeit ist für das Zustandekommen des Tagungsprogramms – welches in dieser Publikation auszugsweise abgebildet wird – grundlegend gewesen. Abschließend sei dem Wissenstransferzentrum Süd (Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft, Austria Wirtschaftsservice) und dem Krankenhaus der Elisabethinen Graz (Direktor Dr. Christian Lagger) für die finanzielle Unterstützung dieser Publikation herzlich gedankt.

Inhalt

<i>Teil I. Altersbilder und ihr gesellschaftlicher Kontext</i>	9
Die Alten hüten einen Schatz <i>Reimer Gronemeyer</i>	11
Altersbilder der Plastizität – Die neue Natur(losigkeit) des Alters als Folge der <i>naturalistischen Emanzipation</i> <i>Willibald J. Stronegger</i>	21
Dancing age(ing). 3000 Bewegungen und 1000 Worte an deren Ende wir alle 40 Minuten älter sein werden <i>Susanne Martin</i>	63
<i>Teil II. Sorgestrukturen im Kontext von Altersbildern</i>	81
Lieber Sein als Nichtsein – trotz allem. 4 Miniaturen im Kontext von Sorge und Alter <i>Karin Reinmüller</i>	83
„Lebenssatt oder lebensmüde?“ Verstehen, analysieren und bearbeiten der Sterbewünsche von Bewohner*innen in der stationären Altenpflege <i>Stefan Dinges</i>	93
Sorgeskultur bis zuletzt. Altern und Sterben im Quartier <i>Barbara Pichler, Gert Dressel, Edith Auer, Manuela Völkel, Elisabeth Reitingner</i>	125

Inhalt

„Sorgt euch also nicht um morgen“. Engagement und Organisationsentwicklung der Elisabethinen für ein gutes Leben im Alter auf Basis christlicher Asymmetrie	149
<i>Peter Rosegger</i>	
Elisabethinisch wohnen. Mit Erfahrung im Gepäck aufbrechen	157
<i>Günther Liebming</i>	
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	165

Teil I.
Altersbilder und ihr gesellschaftlicher Kontext

Die Alten hüten einen Schatz

Reimer Gronemeyer

Die Alten hüten einen Schatz. Den gilt es neu zu entdecken. Der Schatz ist vergessen, selbst die Alten wissen nichts mehr von ihm. Warum ist der Schatz vergessen? Wie sieht er aus? Wo kann man ihn finden und bergen?

Die Zeit, in der wir leben, ist innovationssüchtig. Die Innovation gehört zur Geschichte der Menschen, aber wir sind von Innovationssucht zerrissen. Was alt ist, ist auch schlecht: das alte Smartphone, der alte Pullover, die alte Software, das alte Gesicht. Zukunft, Wohlstand, Glück sind von der ständigen Erneuerung abhängig. Der Maßstab für das, was gut ist, heißt: Jung und neu muss es sein. Wir müssen nach vorne schauen, wird gesagt. Und: Nur der Stein, der rollt, setzt kein Moos an. Und so wird alles, was alt ist, unter der Lawine der Waren, der Erfindungen, der Mobilitäten, der Neuerungen begraben. Das Alte und die Alten. Das erfahren die Alten täglich: Ihre Kompetenzen, ihre Erinnerungen, ihre Kenntnisse sind nichts mehr wert. Das Neue ist das Bessere. Das Alte gehört auf den Müll. Die Alten reagieren auf diese Verwerfung in zweierlei Weise: Entweder sie nehmen sich als abgehängt, überflüssig, lästig wahr. Oder sie versuchen, sich anzupassen, üben sich krampfhaft in dem Versuch mitzuhalten. Man könnte sagen: Die einen werden depressiv, die anderen reisen herum. Die einen fügen sich in ihre Randlage, die anderen stolpern in bunter Outdoorbekleidung von einer Sehenswürdigkeit zur anderen. Beides sind eigentlich Wege und Weisen, der Erfahrung – der Sinnlosigkeit nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Summa: Das Alter ist leer. Nur die Flucht vor dem Alter scheint zu helfen. Und diese Erkenntnis gebiert, wenn man sich ihr aussetzt, eiskalten Schrecken.

In der Geschichte des Umgangs mit den Alten hat es alles gegeben: Die Tötung der überflüssigen Esser, die Herrschaft der Alten als Hüter der Weisheit, die religiöse Verehrung der Alten als Brücke in die andere Welt. Aber nie das: Leere.

Die entfesselte Leistungsgesellschaft, die Gesellschaft der rasenden Innovation und der ununterbrochenen Modernisierung stigmatisiert in unverhohlener Rohheit alles, was alt ist: das Alter und die Alten. Diese Rohheit ist verkleistert, weil die Alten bei uns mehrheitlich gut versorgt sind, weil sie schwer erkennen können, dass sie die Aussätzigen der Leistungsgesell-

schaft sind. Es gilt nun, sich die Binde von den Augen zu reißen, um wahrnehmen zu können: Die Alten sind viele, sie haben ihre Renten, am Ende sogar ihre Pflegeheime ... aber sie sind unbrauchbar. Und aus der Schlangengrube, in die Alte sich gestürzt sehen, hilft kein Anti-Aging-Programm heraus. Anti-Aging, dieser modische Blödsinn, sagt eigentlich alles darüber, was vom Alter zu halten ist: nämlich nichts. Anti-Aging: weg mit dem Alter. Anti-Aging bringt auf den Begriff, was das letzte Wort, das die Leistungsgesellschaft über das Alter spricht, sein will: Ihr seid draußen.

Die Selbsttötungsrate ist bei den Alten die vergleichsweise höchste. Die Demenz, die sich wie eine Epidemie ausbreitet, ist ein alarmierendes Signal, wenn man bereit ist, sie einmal als ein Burn-Out-Phänomen zu lesen. Die Menschen mit Demenz sind vielleicht jene, die die Frage aufbringen, ob sie – wie auch immer – als Menschen am verächtlich gemachten Alter gescheitert sind: Sie sind ein kurioser, bitterer Kommentar zur Anti-Aging-Mode. Denn viele der Menschen mit Demenz halten sich für ziemlich jung. Sie sehen sich im besten Alter ... Wenn das kein Kommentar zum Jugendlichkeitswahn und zur Anti-Aging-Mode ist ... Die Frau mit Demenz zum Beispiel, die ihren Sohn als ihren Mann ansieht, die sagt ja: Ich bin grad mal dreißig. Die 76 Jahre, die in ihrem im Personalausweis stehen, sind gelegnet.

„In Würde altern“ – ein beliebter Satz in den Reden von LandrätInnen und BürgermeisterInnen. In Wirklichkeit eine hohle Phrase, ein Beruhigungsmittel, das die Frage nach den Voraussetzungen, unter denen man in Würde altern kann, nicht aufkommen lässt. Da ihr Alten – das ist die heimliche Botschaft – ohnehin nicht mehr mitkommt, beschäftigt Euch bitte im SeniorInnenspielzimmer der Gesellschaft damit, in Würde zu vergammeln. Seid zufrieden mit dem SeniorInnenteller – im Restaurant und im übertragenen Sinn – im Alltag.

Es ist an der Zeit, den Spieß umzudrehen. Tatsächlich gilt es, die Schätze, die die Alten hüten, neu zu entdecken. Sie bewahren nämlich Kenntnisse, Erfahrungen, Tugenden, Sichtweisen, die gerade überlebenswichtig werden. Haben nicht immer mehr Menschen das Gefühl, die Bodenhaftung zu verlieren? Wird nicht der Wunsch nach Gelassenheit stärker? Empfinden nicht viele, dass der Zusammenhalt in den Familien, im Alltag schwindet? Nehmen nicht die Panikattacken überhand? Ist der Single im Loft, der an nichts und niemanden gebunden ist, der vom konsumistischen Rausch mitgerissen wird und von Event zu Event stolpert, der nirgendwo zu Hause ist und sich in eisiger kommunikativer Kälte aufhält: Ist das wirklich die beneidenswerte Symbolfigur, zu der alle hinstreben? Ist die explodierende Zahl derer, die ausgebrannt sind, ist die zunehmende Zahl der Depressiven nicht ein Fingerzeig? Wir geraten an eine Bruchstel-

le, wo die Frage nach dem „Mehr“, nach dem „Weiter so“ an ihre Grenzen kommt. Die Wachstums-, die Innovations-, die Beschleunigungsgesellschaft beginnt, ihre Kinder zu fressen. Und das ist der Augenblick, in dem der verpönte Blick zurück gewagt werden kann, werden muss. Die Alten sind die Verlierer der Beschleunigungsgesellschaft, aber wenn die Ratlosigkeit um sich greift, wenn die Ortlosigkeit mit Schrecken wahrgenommen wird, wenn die Menschen merken, dass sie ohne Wurzeln, ohne Sinn leben und leben sollen, nur dem Spaß und der Konkurrenz verpflichtet: Dann ist die Stunde Null da, in der mit einem Mal die Alten nicht mehr nur als die grauen Mäuse wahrgenommen werden, die auf die Apotheken-Rundschau abonniert sind, sondern als Menschen, die sich an etwas erinnern, die in etwas leben, die von etwas wissen, das verloren zu sein schien.

Ich kann mich noch sehr genau an den Augenblick erinnern, in dem ich das – wie vom Blitz getroffen – verstanden habe: Dass unser gewohntes Bild von den Alten falsch ist. Es muss ganz und gar neu gemalt werden.

Denn wir sind blind und taub gegenüber den Fähigkeiten der Alten. Auch ignorant. Unsere Aufgabe ist es, diese verschütteten Fähigkeiten und Kenntnisse freizulegen, bevor sie verloren gehen. Es geht darum, an sie zu erinnern und ihre Bedeutung für unsere Zukunft ins Licht zu stellen. Und sie so vor dem Verschwinden zu retten.

Ich saß im Sand. In einem kleinen Dorf in Malawi, im warmen Herzen Afrikas. Mir gegenüber saß eine alte Frau, vielleicht achtzig Jahre alt, nicht viel älter also als ich. Sie saß sehr aufrecht, ihre Beine hatte sie gerade ausgestreckt und so redete sie mit mir, antwortete auf meine Forscher-Fragen. So harrten wir beide seit Stunden aus. Während des langen Gesprächs pflückte sie mit geübten Händen kleine Blätter von einem Zweig. Die Maisernte war schlecht ausgefallen, darum hungerte fast jeder im Dorf. Diese Blätter von dem Moringa-Baum sind eigentlich kaum genießbar, aber sie sind nun mal das Einzige, was jetzt zu finden ist, um die Schüssel Maisbrei mit etwas Geschmack anzureichern. Und so wuchs ein Berg aus grünen Blättern vor meinen Augen, er wuchs auf einem zuvor ausgebreiteten blauen Tuch. Ich war gebannt von der Schönheit dieser über lange Zeit geübten zupfenden Bewegungen. Ein ganzes Leben als bäuerliche Frau bildete sich in dieser Geste ab, eine Frau, die es versteht, eine große Familie zu versorgen. In dieser ruhigen, gewohnten Geste, mit der das Einfache und das Notwendige getan wurde, wird alle Kostbarkeit sichtbar, wenn man bereit ist, sie zu sehen. Und hier am Rande der Welt, in diesem abgelegenen malawischen Dorf, habe ich plötzlich begriffen, wie viel die Alten können. Sie hüten einen Schatz, von dem sie nichts wissen – und den die Jüngeren ignorieren: In ihren Gesten, in ihrem Umgang mit Zeit, im Umgang mit Ressourcen, mit Sprache, mit Schmerz, mit Altern, mit

Geld. Die Alten bewahren Unwiederbringliches. Diese Fähigkeiten werden übersehen, denn sie sind verächtlich gemacht worden. Niemand interessiert sich für das Wissen der Alten. Akzeptiert sind sie, wenn sie sich dem Modischen unterwerfen. Akzeptiert sind sie, wenn sie leugnen, dass sie alt sind. Akzeptiert sind sie, wenn sie ihre Mobilität unter Beweis stellen und wenn sie sich als perfekte Konsumenten von Dienstleistungen erweisen. Das ihnen Eigene, ihre Bodenhaftung, ihre Lebenserfahrung gilt als grau und rückständig. So gesehen erscheinen sie als Modernisierungshindernisse, die verschwinden sollen, weil sie den Fortschritt aufhalten. Oder eben so gut es geht der Mode hinterherhasten.

Hier wird nicht von den Mimikry-Alten geredet, die bei jedem modischen Unsinn mitmachen, weil sie von der Hoffnung getrieben sind, dass sie dann als Abgelebte nicht auffallen. Die Rede soll also nicht von denen sein, die sich der Gewalt des Jugendwahns unterwerfen.

Der Spieß soll vielmehr umgedreht werden: Wie oberflächlich muss man eigentlich sein, um all den hektischen, substanzlosen, oberflächlichen Unsinn mitzumachen, dem wir ausgeliefert sind und dem wir uns ausliefern? Es gilt, die Widerspenstigen aufzusuchen, die vielleicht gar nicht wissen, dass sie widerspenstig sind. Es ist an der Zeit, von denen zu erzählen, die sich vom modischen Gerede nicht mitreißen lassen. Wir wollen die ins Licht stellen, die den Schatz des Eigenen hüten: In ihrem Garten, in ihrer Sprache, in ihren Gesten, in ihrem Weltverständnis, in ihrer Gelassenheit, in ihrem Sparbuch, in ihren Kochrezepten, in ihrer Sorgfalt im Umgang mit den Dingen. Wir wollen zu Besuch sein bei den Nachdenklichen, die nicht ein Drittel der Esswaren in den Müll werfen. Bei den Bewahrenden, die nicht bereit sind, Wegwerfkleider, Wegwerfmöbel oder Wegwerfbücher zu kaufen. Und bei denen, die vor der Wohlstandsverwahrlosung der (Enkel-) Kinder erschrocken zurückweichen. Wir werden von denen erzählen, die die modische Einzelhaft mit Plastikmüll, die den Alltag unserer Kinder im modernen Einfamilienhaus kennzeichnet, als das erkennen, was es ist: Kindesmisshandlung.

Das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten erscheint unter diesem Blickwinkel in ganz neuem Licht. Der Hahn, die Katze, der Hund, der Esel: Sie müssen im Märchen fliehen, weil sie von den Herrschaften nicht mehr gebraucht werden. Und sie sagen sich: *Etwas Besseres als den Tod finden wir überall ...* Die Alten könnten heute sagen: Etwas Besseres als die Verachtung der mobilen, der digitalen, der wegwerfenden Gesellschaft, die mit dem Alten und den Alten nichts anfangen kann, tragen wir in uns. Ihr Jungen wisst nur nichts davon. Und sie fahren fort ... Wo wir schon dabei sind: Wer ist hier eigentlich tot? Ihr leistungsbesessenen entgrenzten Zap-

per oder wir einfältigen Verzögerer, die wir an Beziehungen, Wohnorten, Gewohnheiten festhalten – auch wenn sie sich nicht rechnen?

Heute Nachmittag traf ich Frau Heinrichsen aus einem kleinen rheinhessischen Dorf am Wegesrand. Sie hatte ihr Fahrrad an den Wegesrand gelegt und pflückte Wiesenkräuter. Schafgabe, Leimkraut, blaublühende Kletten. Sie pflückte diesen Strauß mit einer Freundin, um ihn am nächsten Tag, am Sonntag, auf den Altar der kleinen Kirche zu stellen. Altmodisch. Außerhalb der gewohnten Geld-Kauf-Mich-Kette, kenntnisreich – Sie kannte jedes Kraut: Alle Kräuter – so sagte sie – sind ja irgendwie Heilkräuter. Womit sie Recht hat. Was aber kaum noch jemand weiß. In Frau Heinrichsens Garten wachsen Erbsen, Tomaten, Karotten – sie nimmt den eigenen, sorgsam gehüteten Samen, den sie aus den geernteten Pflanzen gewinnt. Sie kocht für ihre fünfzehnjährige Enkelin, die sich aus dem zerbrochenen Elternhaus zu ihr gerettet hat. Sie lächelt, milde möchte man sagen, über die Verfallenheit der Enkelin an ihr Smartphone. Sie missioniert sie nicht, sie lebt ihr ein anderes, ein bescheidenes, ein tätiges Leben vor. Daran kann die Enkeltochter vielleicht eines Tages anknüpfen.

Am gleichen Tag noch lese ich: Im US-Bundesstaat hat eine Frau ihre drei kleinen Kinder im Auto zurückgelassen und damit eine tödliche Tragödie verursacht. Der sechsjährige Sohn von Kathleen Marie Steele schlug seine gerade mal 13 Tage alte Schwester tot. Der Junge habe die schreiende Schwester aus dem Sitz gerissen, sie geschüttelt, auf den Boden des Autos geworfen, ihren Kopf gegen die Decke geschlagen, sie ins Gesicht geschlagen und ihr schwere Verletzungen beigebracht. Die Mutter hatte Fenster und Türen des Autos geschlossen und war in einen Handyladen gegangen, da ihr Sohn das Handy hatte fallen lassen. Als Steele aus dem Laden zurückkam, habe der Sohn ihr erzählt, was geschehen sei. Sie habe aber ihre Besorgungen fortgesetzt. Als sie nach zwei Stunden zu Hause ankam, sei das Baby schon kalt und blau gewesen.

Steele, die Mutter, ist 62 Jahre alt und war einige Jahre zuvor in einer Reality-Show im Fernsehen aufgetreten. Diese stand unter dem Motto: „Ich bin schwanger und 55 Jahre alt“. Steele hatte ihre Tochter dank künstlicher Befruchtung mit dem Samen ihres toten Mannes bekommen.

Diese alte Frau ist dem Wahn der Machbarkeit ausgeliefert, an der wir alle leiden. Sie möchte verzweifelt so tun als gäbe es das Alter nicht. Das endet in dieser besonderen Geschichte in einer tödlichen Katastrophe. Aber die Geschichte macht die generelle Richtung deutlich: Wer das Alter leugnet, wer sich dem Jugendwahn unterwirft, wer das Eigene des Alters ignoriert – verliert alles. Hierzulande gibt es das selbstverständlich auch. Annegret Raunigk ist im Mai 2015 mit 65 Mutter von Vierlingen geworden.

Es ist nicht so, dass es darum geht, die altmodischen Alten gegen die angepasst-modischen Alten auszuspielen und dann zu fragen: Wer gewinnt? Das Vergessene, das Unsichtbare müsste aus den Tiefen der Gesellschaft hervorgeholt werden. Wir wollen uns nicht dem Druck der flüchtigen Moderne beugen, die alles diskreditiert, was langsam ist. Alles, was gestern war. Alle Erinnerung. Alles Widerspenstige. Das, wofür die Alten stehen, wird „wegbeschleunigt“. Ihre Kenntnisse, ihre Kompetenzen, ihre Erfahrungen sollen auf dem Müllhaufen der Geschichte verschimmeln. Vielleicht wird das funktionieren. Aber vielleicht wird auch das Umgekehrte wahr: Dass die Alten als die Hüter der Langsamkeit, der Bescheidenheit, der Erinnerung wiederentdeckt werden. Viel wird gegenwärtig davon geredet, dass wir *langsamer* (und natürlich nachdenklicher) werden müssen, wenn wir überleben wollen. Wir wissen, dass die Flammen schon aus dem Dach des Hauses schlagen (Klimawandel, Flüchtlingsströme, zerfallendes Europa, Artenvielfalt, Ressourcenknappheit, Terrorismus ...). Und da wäre der Stamm der Alten zu entdecken, der mitten unter uns lebt. Sie leben in Reservaten wie die Indianer, als Vereinzelte in ihren Wohnungen und in Heimen. Sie sind die Ausgesonderten einer neuen Apartheid, die in kostspieligen Homelands untergebracht sind. Und über ihnen schwebt das Verdikt: Zu nichts mehr nütze.

Die Suizidrate unter Alten ist – wie bereits erwähnt – die vergleichsweise höchste in Deutschland. Man fragt sich, warum sie nicht noch höher ist. Und darum ist es möglich, das Lob der Alten zu singen. Als ein Loblied in zwei Strophen, der einen Blickwechsel ankündigt. Nicht auf die Defizite sollten wir schauen, sondern auf die Kompetenz:

Erste Strophe: Die Alten leben in finsternen Zeiten, so wahr sie in einer jugendbesessenen Welt leben. Wegschauen hilft nicht. Wie aber lässt sich das Verzweifeln vermeiden? Wie leben mit der Erfahrung der Marginalisierung, wie die Erfahrung der Unbrauchbarkeit ertragen?

Zweite Strophe: Die Alten haben eine zunehmende Bedeutung für die Zukunft, weil sie über Schätze verfügen, die diese wankende und brechende Welt dringend braucht.

Davor ist über ein mögliches Missverständnis zu reden. Es geht nicht um die Schätze, die gerade von den Alten an die Jungen vererbt werden. 250 Milliarden Euro werden gegenwärtig jährlich in Deutschland vererbt – so kann man lesen. Tendenz steigend. Deutschland erlebt in diesen Jahren die historisch größte Erbschaftswelle seiner Geschichte. Bis zum Jahre 2020 wird ein Drittel des deutschen Privatvermögens (das sich auf sieben Billionen Euro beläuft) auf diese Weise seinen Besitzer wechseln (van Laak 2016). Von einer Generation „Goldener Löffel“ wird in diesem Zusammenhang gesprochen. Allerdings sind die Erbschaften sehr ungleich ver-